

KiWi

CHRISTINE CAZON
STÜRMISCHE
CÔTE D'AZUR

DER DRITTE FALL FÜR
KOMMISSAR DUVAL



Christine Cazon

Stürmische Côte d'Azur

Der dritte Fall für Kommissar Duval

 **eBook**
Kiepenheuer & Witsch

Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Über Christine Cazon](#)

[Über dieses Buch](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)





Hinweis für E-Reader-Leserinnen und Leser

Wenn Sie sich die Karte in Farbe und zoombar ansehen möchten, dann geben Sie bitte die folgende Internetadresse im Browser Ihres Computers oder Smartphones ein:

www.kiwi-verlag.de/buecher/specials/karte-stuermische-cote-d-azur.html

Hinweis für Leserinnen und Leser auf dem Smartphone/Tablet oder am Computer

Sie möchten sich die Karte zoombar anschauen? Dann tippen bzw. klicken Sie bitte auf die Abbildung. Es öffnet sich ein neues Fenster mit der entsprechenden Website-Ansicht.

Inhaltsverzeichnis

Disclaimer

Widmung

Motto

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

Epilog

Danksagung

Un mot de remerciement

Der vorliegende Roman spielt in Cannes und auf seiner vorgelagerten Insel Sainte-Marguerite. Stadt und Insel und manche der beschriebenen Orte sind reell und haben mich zu der vorliegenden Geschichte inspiriert. Die Handlung des Romans ist fiktiv und die darin vorkommenden Personen, ihre beruflichen und privaten Handlungen und Konflikte sind ebenso frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder realen Personen wäre rein zufällig und ist nicht beabsichtigt.

Aux Amis des Îles

Cris de mouette, signe de tempête.

Französisches Sprichwort

Les marins croient en Dieu.

Quand on est tout seul en mer, c'est bien plus facile de croire.

FLORENCE ARTHAUD, Paris Match, 25 mars 1993

Es regnete immer noch. Eintönig, nicht enden wollend, monoton. Am frühen Abend des Vortags hatte es begonnen und seither nicht nachgelassen. In der Nacht war auch noch Wind aufgekommen. Alice zog unter der Decke die Schultern zusammen und rollte sich ein. Es war kalt geworden. Aber vielleicht war es auch nur ihre Müdigkeit, die sie frösteln ließ. Die halbe Nacht hatte sie wach gelegen, immer wieder hatte sie in das stete Rauschen des Regens gelauscht und den Nachrichteneingang ihres Mobiltelefons überprüft. Gegen Morgen war sie schließlich kurz eingeschlafen, aber schon bald war sie wieder aufgeschreckt. Ihr Herz klopfte und sie lauschte in die Stille des Hauses. Sie stand auf und blickte aus dem Fenster, aber von hier konnte sie außer den ausladenden Baumkronen der Pinien, die sich ächzend im Wind bewegten, nicht viel sehen. Ohne Licht zu machen, zog sie sich an und verließ leise das Forsthaus. Drei Möwen flogen laut kreischend über sie hinweg. Eilig lief sie über die matschig gewordenen Wege zum kleinen Bistro am Fährableger, es schmatzte und knirschte unter ihren Füßen und im Nu waren ihre Turnschuhe durchnässt, der Regen trommelte ihr auf den Kopf, sie hatte ihn tief in der Kapuze ihres Pullovers verborgen. Vorsichtig öffnete sie das Tor, gerade so weit, dass sie hindurchschlüpfen konnte, ohne dass es anfang zu quietschen. Sie tastete mit klammen, nassen Fingern nach dem Schlüssel unter einem der Blumentöpfe und schloss leise die Tür auf. *Le Bistro de la Guerite* stand auf einer Holzplanke, die über der Eingangstür hing. Im Bistro zog sie eilig den kleinen Gasofen aus der Ecke und presste mit einer Hand den knatternden Anzünder, während sie

mit der anderen gleichzeitig am Thermostat drehte. Wie durch ein Wunder sprangen diesmal alle drei Heizfelder an. Sie atmete auf und kauerte sich einige Sekunden vor die wohlige Wärme. Dann heizte sie die Kaffeemaschine auf, sie lechzte nach einer großen Tasse frischen heißen Kaffees. Sie hoffte, dass Regen und Wind die Geräusche im Bistro dämpften, keinesfalls wollte sie Pascal, der in einem Anbau neben dem Bistro schlief, mit dem dröhnenden Gebrumm und Gezische der Kaffeemaschine wecken. Ihren ersten Kaffee und die erste Zigarette nahm sie gern allein und in aller Ruhe ein. Sie mochte noch nicht sprechen, und schon gar nicht wollte sie von Menschen umgeben sein, die ihr auf die Nerven gingen. Pascal ging ihr zunehmend auf die Nerven. Sie setzte sich mit dem Kaffee an die Fensterfront, drehte sich eine Zigarette, zündete sie an und zog daran. Dann öffnete sie eines der Fenster einen Spalt weit und blies den Rauch hinaus: Es war ihre Variante des »draußen« Rauchens, wenn sie alleine war. Sie seufzte und zog noch einmal tief an der Zigarette. Zeit, den Abflug zu machen, dachte sie.

Ein Sommerjob als Surflehrerin hatte sie auf die Insel gebracht und sie hatte die langen sonnigen Sommermonate hier verbracht. Wie in einem Traum hatte sie sich anfangs hier gefühlt, geborgen und seltsam fern von allen drängenden Fragen und Weltproblemen. Grün und lieblich war die Insel, stundenlang war sie immer wieder die kleinen Wege abgelaufen, ohne sie sattzuhaben. Beinahe täglich hatte sie sich auf die schroffen Klippen auf der Südseite gesetzt und hinaus aufs Meer gesehen. Wie hatte sie es genossen, wenn die Schwärme von Tagesausflüglern abends mit der letzten Fähre wieder verschwunden waren und die Schreie und das Geplapper der Cannoiser Schulkinder im Fort langsam verstummten, bis es endgültig still wurde auf der Insel. Wie wundervoll war es gewesen, im sanften Abendlicht zu schwimmen und dabei den dahingleitenden Möwen zuzusehen. Es war unglaublich, dass nur einen Steinwurf entfernt von Luxus und Eitelkeiten der Côte d'Azur diese kleine, fast unberührte Insel

existierte, die sich trotz des Touristenansturms bislang gegen alle modernen Errungenschaften behauptete. Hier gab es nichts. Nur einen Kiosk, der aber nicht einmal Souvenirs verkaufte, sondern nur ein Minimum an Sandwiches, Eis und Getränken anbot, daneben ein paar kleine Häuschen, die ausschließlich im Sommer bewohnt waren, das alte Fort, in das ein Museum integriert war und ein paar Hütten, in denen Naturschützer in großen Aquarien etwas von der Meeresfauna und Flora zeigten. Das Forsthaus natürlich und die Segelschule, wo man den Schulkindern bei ihrem Inselaufenthalt die Anfänge des Segelns und des Surfens beibrachte. Nicht zu vergessen das Bistro.

Sie hatte den Sommer über mit den wechselnden Kindergruppen und den anderen Surf- und Segellehrern in den ehemaligen Kasernen im Fort gewohnt. Aber nun war die Saison vorbei. Die Schlafsäle und die Großküche waren geschlossen. In der Segelschule lagen die Boote an Land, die Surfbretter waren in den Hallen verstaut und Nico, Jérôme und Julien waren aufs Festland gefahren und bereiteten sich auf ihre Wintersaison als Skilehrer vor. Jérôme. Kurz dachte sie an ihre Sommerliebe. Auch er war gegangen. Aber sie hatte bleiben wollen. Gegen etwas Mithilfe in Haus und Garten des Forsthauses hatte Philippe ihr angeboten, kostenfrei dort zu wohnen. Aber Philippe war ein Spinner mit seinen Bienen und seiner asketischen Lebensweise. Letztlich reduzierte sich die Mithilfe bei ihm auf einen Putzjob und sie hatte es bald sattgehabt. Pascal vom Bistro hatte ihr später ebenso gegen Mithilfe angeboten, umsonst bei ihm zu essen. Aber auch die Hilfe im Bistro war weniger spannend als erhofft und sie mochte es immer weniger, wie Pascal sie herumkommandierte.

Es war deutlich weniger amüsant auf der Insel nur mit Pascal und Philippe. Und langsam spürte sie auch die Enge. Inzwischen kannte sie jeden: René und Lionel, die Angestellten der Gemeinde, die den Müll abfahren, sie kannte Jocelyne, Sévérine, Thomas und Patrick, die sich den Dienst im Museum teilten und sie kannte die immer gleichen Sprüche des

alten Damien und der wenigen Menschen, die hier den Sommer über in den kleinen Häuschen lebten. Sie hatte die Ankunftszeiten der Fähren im Kopf, die jeden Tag Hunderte von Tagesausflüglern auf die Insel ausspuckten und jeden Tag sehnte sie noch mehr den dreimaligen Hupton der letzten Fähre herbei, mit der sie endlich alle wieder von der Insel verschwanden. Jeden Tag aufs Neue. Immer das Gleiche. Nein, sie konnte nicht bleiben. Manchmal wünschte sie auch, es würde sich etwas ändern. Das Herumziehen war anstrengend. Aber bislang hatte sie noch nicht gefunden, was sie suchte. Noch nicht.

Alice nahm hin und wieder einen Schluck Kaffee, rauchte und blies den Rauch aus dem Fensterspalt hinaus. Von hier konnte man normalerweise die Boote am Steg liegen sehen. Aber noch sah sie nur Regen und tief hängende Wolken. Der Tag begann zögerlich, es dauerte heute lange, bis sich der Nebel hob und die Umrisse der Boote sichtbar wurden. Sie sah erneut auf das Display ihres Mobiltelefons. Keine Nachricht. Aber die *Zephyr* lag noch genauso da wie gestern, ebenso die anderen drei Boote, die in den letzten Tagen angekommen waren. Nichts schien sich dort zu rühren. Die *King II*, eine klobige weiße Jacht, wartete seit zwei Tagen auf ein Ersatzteil und ihr Besitzer, ein bärtiger Muskelprotz mit schwerer Goldkette, brüllte deswegen ununterbrochen wütend in sein Mobiltelefon, während er die kleine Inselstraße auf und ab lief. Auf der kleinen Motorjacht schliefen die Brüder Michelet vermutlich ihren Rausch aus. Und auch auf der schicken Segeljacht *Melodie* der Familie aus der Schweiz rührte sich noch nichts.



Die *Zephyr* hatte gestern angelegt. Ein Zweimaster, eine 24-Meter-Ketsch, ein edles altes Holzsegelschiff von 1914, das James Longley 2001 zu einem lächerlich geringen Preis, aber in desolatem Zustand von einem Kanadier

erworben hatte. Das Schiff war in seinem bewegten Leben durch die Hände mehrerer Eigner gegangen und immer wieder umgetauft worden. Longley hatte es für eine exorbitante Summe in jahrelanger Arbeit originalgetreu instand setzen lassen und ihm seinen ursprünglichen Namen zurückgegeben: *Zephyr*. Den Innenausbau hatte man deutlich und luxuriös modernisiert, immer darauf bedacht, den Stil des Schiffes nicht zu verändern. Die neu gestalteten Kabinen waren bis ins kleinste Detail durchdacht und verfügten jede über eine separate Nasszelle mit Bordtoilette. Nun konnte der alte Segler mit dem Komfort jeder modernen Segeljacht mithalten. Die betuchte englische Familie Longley, die ihre Sommer in einer Ferienresidenz im noblen Viertel *La Californie* in Cannes verbrachte, bediente sich ihrer hin und wieder, um einen Ausflug zu verborgenen Buchten zu machen. Nur selten gönnte sich James Longley das Vergnügen, mit einer angeheuerten Crew an einer Regatta teilzunehmen. Die meiste Zeit lag die stattliche Jacht nur im Hafen von Cannes. Eine Schande, dachte Jean-Louis Théolien, dass so ein fantastisches Schiff Menschen gehörte, die es nur für banale Bade- und Picknicktörns nutzten. Aber Ira Longley wurde schon bei der kleinsten Welle seekrank, sodass sie immer nur hinausfuhren, wenn der Wind gerade noch das Segeln zuließ. An einer Regatta hatten sie schon lange nicht mehr teilgenommen. Er würde mit der *Zephyr* die Welt umsegeln, aber die *Zephyr* war nicht sein Schiff, auch wenn er es nach all den Jahren, die er schon für die Longleys arbeitete, beinahe als seines betrachtete. Für dieses Jahr hatte Théolien seinen Dienst als Skipper beendet. Seine Auftraggeber waren gestern Morgen Richtung London zurückgeflogen. Théolien hatte sich und seiner Crew einen kurzen sportlichen Ausflug gönnen wollen, bevor er die *Zephyr* für eine kleine Revision nach La Ciotat zu einer Schiffswerft brachte. Aber der einsetzende Regen und Sturm hatte ihnen einen Strich durch die Rechnung gemacht, sodass sie, um wenigstens das Ambiente zu wechseln, am äußersten Ende des Stegs der

Insel Sainte-Marguerite angelegt hatten, dort, wo es gerade noch tief genug war für einen Segler seiner Klasse. Den Abend hatten sie im Bistro verbracht und mal wieder mehr getrunken, als ihnen guttat. Das dachte Théolien zumindest, der nur mühsam zu sich kam. Er drehte seinen muskulösen Körper mehrfach hin und her und stöhnte dabei. Er fühlte sich schwer und unbeweglich. Es kostete ihn einige Anstrengung, die Augenlider zu öffnen. Der Mund war trocken, sein Hals war rau, vermutlich hatte er wieder die ganze Nacht auf dem Rücken gelegen und geschnarcht. Er löste mühsam die Zunge, die ihm am Gaumen klebte, alles fühlte sich dick und klebrig an. Wir müssen los, dachte er, aber noch konnte er sich nicht regen. Langsam setzte er sich auf. Es kostete ihn Kraft und er atmete schwer. Du bist auch keine zwanzig mehr, Alter, dachte er und versuchte sich an den gestrigen Abend zu erinnern. Sie hatten erzählt, getrunken, gelacht, mit der Kleinen im Bistro gescherzt, Karten gespielt und immer wieder hatte einer eine Runde ausgegeben. Was sollte man auch sonst tun, im Regen auf der Insel? Die anderen Bootsbesitzer waren ebenfalls da. Die Männer zumindest. Nicht die Schweizer Familie, natürlich, denen war es wohl zu derb gewesen. Madame hatte mit ihrem Sohn in aller Eile gegessen und war bald wieder auf ihr Boot zurückgekehrt. Aber ihr Skipper war auch im Bistro gewesen. Alle hatten sie ein Auge auf die Kleine geworfen. Wen hatte sie wohl erhört? Er hatte irgendwann begriffen, dass er das Rennen nicht machen würde. Das Lächeln, das sie ihm schenkte, war nur eines, das sie allen Männern schenkte, wenn sie noch etwas zu trinken bestellten. Lächerlich war er sich plötzlich vorgekommen und irgendwann war er gegangen. Spät immerhin und er hatte ordentlich geladen. Die Scham, als er erkannte, dass er zu alt war für das Balzen um ein junges Mädchen, hatte ihn noch schnell den einen oder anderen Rum abkippen lassen. Er erinnerte sich nicht, wie er in seine Kabine gekommen war. Er versuchte aufzustehen. Oh, là, là. Er stöhnte. Zu viel getrunken hatte er. Das war sicher.

»Jungs, wir müssen los!«, rief er, aber seine Stimme hatte fast keine Kraft. Er räusperte sich und rief nun noch einmal lauter und mit rauer Stimme: »Heeho, ihr faulen Säcke, los raus, wir müssen los!«

Keine Antwort. Er tappte schwerfällig zur benachbarten Kabinentür und sein nackter Fuß stieß an einen metallischen Gegenstand, der daraufhin über den hölzernen Kabinenboden glitt. Er bückte sich mühsam, betrachtete ihn, hob ihn auf und steckte ihn in seine Hosentasche. Es war sein Talisman. Ein Amulett des Heiligen Nikolaus, das er immer bei sich trug. Hatte er es in der Nacht verloren? Warum? Er erinnerte sich wirklich an gar nichts mehr. *Eieiei*, stöhnte er leise. Der Tag nach einem Besäufnis ist nicht schön.

»Los Jungs! Wir müssen ...«, rief er erneut, öffnete die Tür zur kleinen Kabine gegenüber und blieb überrascht stehen. Er zog die Augenbrauen hoch. Es war halb dunkel in der kleinen Crewkabine und es dauerte einen Moment, bis er begriff, was er sah. Er konnte nur einen der Jungs ausmachen, der quer auf der unteren Koje lag. Der andere wird bei Alice gelandet sein, dachte er und näherte sich dem noch schlafenden jungen Mann. »He, Lanvalle«, sagte er mit unsicherer Stimme. Der Mann war völlig angezogen. Er lag auf dem Bauch und hatte seinen Kopf im linken Arm verborgen. Théolien sah das blonde lockige Haar und erkannte seinen Fehler. »He, Frénet«, sagte er jetzt. Denn es war Sébastien Frénet, der auf Lanvalles Koje lag. Aber wo war Pierre Lanvalle? Die obere Koje war leer. War Lanvalle etwa schon an Deck? Aber Sébastien Frénet rührte sich immer noch nicht. »Du hast auch zu viel gesoffen, mein Guter, aber jetzt ist die Nacht rum, hopp, los.« Théolien war jetzt ungeduldig und machte zwei Schritte auf den schlafenden Mann zu, der sich nicht rührte und rüttelte ihn an der Schulter. Erschrocken hielt er inne und fluchte: »Merde, was ist das denn für ein Dreck?« Sein nackter Fuß war wieder gegen etwas gestoßen – diesmal war es kalt, fettig und glitschig, beinahe wäre er darauf ausgerutscht. Er betrachtete irritiert seinen Fuß, der voller Blut

war und dachte verwundert, dass er sich geschnitten haben müsste, um derart zu bluten. Er verspürte dabei gar keinen Schmerz, aber er blutete stark, das Blut war überall, eine riesige Pfütze hatte sich in der Mitte des Raumes gesammelt, genau da, wo er jetzt stand. Dann begriff er und schrie nun den Namen des Mannes, während er gleichzeitig an ihm zog, um ihn umzudrehen: »Frénet, oh mein Gott, Frénet!« Der Körper des jungen Mannes war leblos und hatte bereits begonnen sich zu versteifen. In dem wenigen Morgenlicht, das durch das Bullauge fiel, sah er ein erschreckend weißes blutleeres Gesicht. Der Körper war kalt. Frénet hatte Blut am Kinn, es klebte in seinem Dreitagebart, am Hals, auf der Brust, überall Blut, sein hellblaues Poloshirt war über den Bauch hochgerutscht und getränkt von Blut. Théolien sah eine grässliche Wunde auf dem Bauch, aus der all das Blut geflossen war. Er starrte darauf und hatte es jetzt begriffen, endlich, Sébastien Frénet war tot.

Er wich zurück und fluchte. So etwas hatte ihm gerade noch gefehlt. »Lanvalle!«, brüllte er nun. »LANVALLE!« Aber niemand antwortete ihm. Wo war dieser Kerl abgeblieben? War er schon weg? Vermutlich war er gar nicht heimgekommen. Oder wie sonst sollte man es sich erklären, dass er aus der Kabine verschwunden war, ohne Alarm zu schlagen?

Théolien rief ihn dennoch immer und immer wieder mit einer Stimme, die sich beinahe überschlug, und riss wild die anderen Kabinentüren auf: »LANVALLE!« Schließlich gab er es auf. Er war allein mit dem Toten und hörte nur das regelmäßige Prasseln des Regens auf dem Deck. Er schwang sich den Niedergang hinauf und zog energisch die Luke auf. Er steckte den Kopf hinaus und schrie noch einmal nach Lanvalle, als ihm eine Regensalve entgegenpeitschte. Er taumelte zurück und hustete. Der Regen hatte ihn durchnässt, das Wasser troff von ihm bis hinunter zu seinen noch immer nackten, blutbesudelten Füßen. Das Blut von Frénet. Théolien wurde bewusst, dass er immer noch barfuß war. Trotzdem steckte er noch

einmal den Kopf hinaus und warf einen Blick über das Deck, aber es war leer, entsetzlich nackt und leer, nur der Regen prasselte unablässig darauf.

In seiner Kabine trocknete er sich ab, riss die neongelbe Regenjacke vom Haken, nahm seine Stiefel in die Hand und noch während er den zweiten Arm in die Ärmel seiner Jacke steckte, war er wieder an Deck geklettert. Er rief nun nicht mehr nach Lanvalle und auch nach niemand anderem. Sein Gesicht war angespannt und sein Blick war dunkel. Zwei Männer hatte er bis gestern an Bord gehabt, nun war einer tot und der andere verschwunden. Und er, der Skipper und Verantwortliche, hatte währenddessen geschlafen, tief und fest geschlafen und nichts davon bemerkt, weil er sich besoffen hatte wie ein Idiot. Schöne Scheiße. Théolien zog seine Stiefel an, sprang mit einem Satz von Bord, lief über den Steg und suchte dabei am Ufer mit den Augen ein eventuelles Zeichen von Lanvalle. Im Bistro war Licht und er sah leichten Rauch aus dem Schornstein steigen. Vielleicht war er bei Alice geblieben? Von Weitem sah er die Silhouette eines Mannes, der aus dem Bistro kam. War es Lanvalle? Nein, er glaubte vielmehr die massige Figur des Besitzers der *King II* zu erkennen, der sich entfernte.

Pascal Moriani, der Wirt, stand trotz des Regens unbeweglich vor dem Eingangstor des Bistrotgeländes und sah ihm schon von Weitem entgegen. Er rauchte einen seiner Zigarillos.

»*Bonjour* Käpt'n, na, wieder unter den Lebenden?«, grüßte er ironisch.

Théolien sah ihn finster an und antwortete nicht.

»Siehst aus, als sei dir ein Gespenst begegnet«, scherzte der Wirt nun, und fügte, als er den düsteren Blick des Skippers sah, ein fragendes »Alles klar, Käpt'n?« hinzu.

»Nichts ist klar. Ich wünschte, es wäre nur ein Gespenst gewesen.« Er krächzte es nur. Théoliens Stimme war vom vielen Schreien gebrochen.



In dünnen Worten berichtete der Skipper dem Wirt von seinem grausigen Fund. Pascal Moriani hörte ihm schweigsam zu und verzog keine Miene. »Schöne Scheiße!«, war sein ganzer Kommentar. Er dachte nach. »Hast du die Polizei schon benachrichtigt?«, fragte er nun.

Théolien schüttelte stumm den Kopf. Er kam sich wie ein Idiot vor. Nicht einmal daran hatte er gedacht.

»Willst du, dass ich sie anrufe? Oder willst du ...?« Der Wirt sah den Skipper fragend an.

Der schüttelte apathisch den Kopf. »Mach ruhig.«

So wurde die Polizei verständigt. Danach saß Théolien im Bistro am Tresen und schlürfte seinen Kaffee. Er hing seinen Gedanken nach. Wo war nur dieser Lanvalle abgeblieben?

»Alice ist wo?«, fragte er den Wirt des Bistros.

»Keine Ahnung. Sie verschwindet immer mal. Raucht oder telefoniert. Wird schon wieder auftauchen.«

Wie auf ein Zeichen öffnete Alice in diesem Moment die Tür, schob die Kapuze ihres Pullovers vom Kopf und schüttelte ihre dunklen kurzen Locken.

Théolien starrte sie an. Sie war blass und hatte tiefe Augenringe. Sie verstaute ein kleines Päckchen Tabak in ihrer Tasche, ging dann wie selbstverständlich hinter den Tresen und begann automatisch die herumstehenden Gläser und Tassen zu spülen.

Sie blickte zu Théolien. »Katerstimmung?«, fragte sie spöttisch.

Théolien sah sie stumm und eindringlich an.

»Stimmt was nicht?«, fragte sie jetzt und in ihr stieg eine leichte Nervosität auf.

Der Skipper blickte sie nur weiterhin stumm an. Alice sah unruhig von ihm zum Wirt. »Was ist los?«

»Alice ...«, begann der Wirt langsam und brach dann ab.

Sie spürte, wie eine leichte Panik ihren Nacken hinaufkroch. »Wollt ihr mir vielleicht sagen, was los ist, verdammt noch mal?«

»Einer der Jungs von Théolien ...«, ergriff der Wirt erneut das Wort, »nun ... Théolien hat ihn in seiner Kabine gefunden ... er ist tot.«

»Was?« Sämtliche Farbe war nun aus ihrem Gesicht gewichen. Sie atmete kaum noch und lehnte sich an die Wand. Ihre Augenlider flatterten. »Oh mein Gott, wie furchtbar, wie ...« Sie stockte. Dann sah sie Théolien an. »Welcher ist es?«

»Frénet.«

»NEIN!« Sie schrie es. »Nein, nein, nein. Nein! Oh mein Gott, nein ...«

»Beruhige dich, Alice.« Der Wirt versuchte sie in den Arm zu nehmen, aber sie wand sich heraus.

»Lass mich!«, zischte sie ihn an.

»Was ist passiert?«, fragte sie Théolien, ihre Stimme zitterte, sie suchte mit zitternden Händen nach dem Tabak, den sie gerade noch verstaubt hatte.

Aber Théolien sagte immer noch nichts.

»Haben Sie ihn gefunden?«

Er nickte. Dann fragte er seinerseits. »War Lanvalle heute Nacht bei dir?«

»Geht Sie das was an?«, gab sie patzig zurück.

»Er ist verschwunden.«

»Ah.« Sie blickte düster vor sich hin und schien zu überlegen.

»Ich dachte, er sei vielleicht bei dir gewesen.«

»Nein. War er nicht.« Sie sah ihn offen an. »Ich will ihn sehen«, sagte sie dann in entschiedenem Ton.

Der Kapitän sah sie verständnislos an. »Lanvalle?«

Sie schnaubte. »Quatsch, Lanvalle, der ist mir egal. Sébastien natürlich. Ich will Sébastien sehen. Jetzt! Seid ihr überhaupt sicher, dass er tot ist?« Sie schaute die beiden Männer herausfordernd an. »Vielleicht ist er nur

verletzt und bewusstlos, während ihr hier dumm herumsteht und schwafelt, vielleicht kann man noch etwas tun ...«

»Der ist mausetot, Mädchen, mach dir keine Hoffnung, glaub mir, ich ...« Théolien sprach nicht zu Ende.

»Ich will ihn trotzdem sehen, bitte!« Ihre Stimme bebte.

Théolien seufzte leise und zuckte die Achseln. »Wenn du dir das antun willst, Mädchen ... na, meinetwegen.«



Zu dritt gingen sie los. Alice war bleich und zitterte. Der Wirt Pascal hielt fürsorglich einen alten Schirm, der an einer Seite schon abgeknickt war, über sie, aber sie schien es nicht einmal zu merken. Er kämpfte sich damit ab, den Schirm gegen den Wind zu stemmen. Urplötzlich drehte der Wind und nun musste er das Gestänge zusätzlich mit einer Hand festhalten.

»He«, rief eine laute Stimme. Es war der Schweizer, der mit seinem Skipper Dan auf dem Vordeck stand. »*Bonjour*, na, Mademoiselle hat wohl Geleitschutz?! Wohin geht's denn so früh am Morgen bei dem Regen?«, scherzte er mit seinem schweizerischen Akzent. Niemand antwortete ihm. Fragend sah er seinen Skipper an, der den Kopf schüttelte. Beide beschlossen, dem merkwürdig stummen Grüppchen zu folgen. Es gesellten sich bald auch noch der alte Damien und der Muskelprotz der *King II* dazu. Und so kam es, dass sich trotz des Regens und der Wellen, die sich immer wieder schäumend über den Steg brachen, in kürzester Zeit ein Grüppchen Neugieriger am äußersten Ende des Stegs vor der *Zephyr* wiederfand. »Was ist wohl passiert?«, fragte man sich und sprach mit halblauter Stimme gegen den Wind an.

Théolien und Alice waren an Bord gegangen. Der Wirt folgte zögerlich. Der alte Damien machte Anstalten ebenfalls auf das Boot zu springen, aber der Skipper sah ihn nur grimmig an. Dies hier war sein Schiff und nur er

entschied, wer es zu betreten hatte. Nur der Wirt stand mit auf Deck und hielt wieder den flatternden Schirm über Alice. Sie stand zwischen beiden Männern und es sah aus, als würden ihr die Beine wegsacken, als sie sich der Luke näherten.

»Bist du sicher, dass du dir das antun willst, Alice? Ich geh für dich runter, wenn du willst«, schlug Pascal Moriani ihr leise vor.

»Du wirst mir da unten nicht ohnmächtig, ist das klar?!«, herrschte der Skipper sie gleichzeitig an.

Sie schüttelte den Kopf. Ihre Beine zitterten, aber als hätten die Worte ihr Kraft verliehen, stieg sie nun mit Entschlossenheit die steilen Stufen des Niedergangs hinab.

»Was steht ihr hier rum und glotzt? Geht nach Hause! Der wird auch durch eure Anwesenheit nicht mehr lebendig«, rief Théolien den Männern unfreundlich zu. Aber keiner rührte sich vom Fleck. Auch Pascal blieb weiter auf dem Deck stehen und hielt den flatternden Schirm nun über sich. Théolien machte ein Geräusch, das seine Unzufriedenheit ausdrückte, und stieg dann ebenfalls hinab.

Alice stand vor der kleinen Kabine und sah hinein, der Regen troff von ihren Kleidern und hinterließ kleine Wasserpfützen, die sich mit dem Blut, das der Kapitän am frühen Morgen mit seinen nackten Füßen verteilt hatte, vermischte. Aber sie merkte es nicht. Sébastien war tot. Sie wusste es sogleich. Sie ging auf den leblosen Körper zu und berührte ihn vorsichtig am Hals, wo sich ihrer Meinung nach die Halsschlagader befand. Sie spürte nichts. Sie schluchzte auf. Sie strich ihm mit zärtlicher Geste sachte durch die blonden Locken und küsste dann ihre Fingerspitzen, mit denen sie anschließend seine bereits wächsern aussehende Wange berührte. Er sah schon so fremd aus.

Théolien, der vor der Tür gewartet hatte, räusperte sich. Sie schrak zusammen, verließ die Kabine und blieb mit hängendem Kopf vor ihm

stehen. Er hob ihren Kopf an. Sie hatte Tränen in den Augen. Er hielt ihr Kinn mit Daumen und Zeigefinger fest.

»Was weißt du?«, herrschte er sie an.

Ihr Blick wurde dunkel und wütend. Sie antwortete nicht.

Der Skipper wiederholte seine Frage mit Nachdruck. »Was weißt du?« Er betonte jedes Wort.

Sie schüttelte seine Hand ab. »Gar nichts. Was soll ich denn wissen?« Sie funkelte ihn an.

»Hör mir gut zu, meine Kleine, mit mir machst du das nicht. Du weißt etwas und ich will wissen, was! Was ist heute Nacht passiert?« Sein Ton wurde drohend,

»Das weiß ich doch nicht! Ich war doch nicht hier. Sie haben doch nebenan geschlafen, oder? Sie müssten doch etwas wissen!«

»Lenk nicht ab. Was hattest du mit Frénet? Was mit Lanvalle? Weißt du, wo Lanvalle ist?«

»Gar nichts. Ich weiß nichts und ich weiß nicht, wo Lanvalle ist und ich hatte nichts mit niemandem, nichts ... mit ihm!«, stieß sie hervor und zeigte auf Frénet. Noch nichts. Noch gar nichts, außer ein paar verlangenden Küssen und einer vagen Hoffnung auf ein übermütiges Glück, das es endlich auch für sie geben sollte, auf etwas, an das sie manchmal schon nicht mehr glauben konnte. Das aber behielt sie für sich.

»Wann sind sie gegangen?«

»Was weiß ich. Um Mitternacht, vielleicht später, keine Ahnung.«

»Sind sie zusammen gegangen?«

»Keine Ahnung. Ich führe doch kein Buch darüber, wer wann kommt, mit wem was trinkt und wieder geht.«

»Ich glaube dir kein Wort, Mädchen, ich empfehle dir ...«

»Es reicht! Lassen Sie mich in Frieden!« Sie unterbrach ihn patzig. »Wie reden Sie überhaupt mit mir? Und hören Sie auf, mich zu duzen! Wer bin ich denn in Ihren Augen? Die kleine Thekenschlampe? Die jeder mal ins

Bett ziehen kann? Ich hatte mit niemandem was, ist das klar? Ich vögele nicht mit jedem und es braucht schon etwas mehr, um mich zu beeindrucken als das eitle Gockelgehabe alternder Machos.«

Er wich einen Schritt zurück, verwundert über ihren Ausbruch. Und fühlte sich persönlich getroffen von ihren Worten. Ihm wurde heiß, als er sich daran erinnerte, wie er gestern im Bistro schwadroniert hatte – ein eitler alter Gockel war er in ihren Augen. Ihm wurde heiß vor Wut und Scham. »Hör mir gut zu, Mädchen ...« Er sprach leise und drohend, aber dieses Mal unterbrach er sich selbst und folgte dem Blick Alices, die starr auf etwas blickte. In einer Ecke, auf dem Boden neben der Koje, auf der der tote Frénet lag, hatte sie etwas aufblitzen sehen. Sie machte einen Schritt darauf zu.

»Fass das nicht an! Nicht anfassen!«, brüllte er, aber es war schon zu spät.

Sie hatte es schon aufgehoben. Ihre Hand zitterte und sie hielt es weit von sich weg. Es war ein Messer, ein großes Taschenmesser, und es war voller Blut. Sie erkannte es sofort wieder. Die blutverschmierte Klinge mit den geschwungenen Linien aus Damaszenerstahl, der Handschutz aus Messing und der geschnitzte Griff aus Teakholz, der die Form eines nackten Frauenkörpers mit langem Haar hatte. Eine Art Meerjungfrau. War das die Mordwaffe? Sie hielt es ihm mit zitternder Hand entgegen.

»Ihr Messer, Kapitän, wenn ich mich recht entsinne?« Sie genoss trotz allem die Situation. »Sie haben es ja gestern lange genug herumgezeigt. Wie heißt sie noch, die Meerjungfrau? Thatis?«

Er korrigierte sie nicht. Zu verwirrt war er. »Ja, es ist mein Messer, aber du Idiotin hast es angefasst, bist du von allen guten Geistern verlassen?« Er nahm es ihr vorsichtig aus der Hand. »Hör zu Alice ... ich ...« Er versuchte sie am Arm festzuhalten.

»Lassen Sie mich los!« Sie riss sich los, drängte sich energisch an ihm vorbei, eilte durch den kleinen Salon und stieg behände den Niedergang

hinauf.

Théolien hielt das Messer mit zwei Fingern, überlegte kurz und legte es dann vorsichtig in eine Schublade seiner Kabine. Dann stieg er ebenfalls nach oben. Aber als er auf Deck ankam, war das Mädchen schon von Bord gesprungen und eilte im Regen zum Bistro. Verdutzt sah der Wirt, der noch immer auf dem Deck stand, ihr nach und hielt nun geistesgegenwärtig den Schirm über den Skipper.

»Lass das!«, knurrte der ihn an.



Vom Kai aus hatten die anderen Männer zugesehen, wie Alice mit dem Kapitän unter Deck gegangen war. Auch die Brüder Michelet waren nun noch dazugekommen. In gedämpftem Ton tauschten sie ihre Ansichten aus.

Erst durch den Zuruf des wütenden Théolien hatten sie begriffen, dass etwas Schreckliches geschehen war. »Frénet ist tot«, hatte ihnen der Wirt auf ihre Fragen knapp bestätigt und eine drastische »abgemurkst«-Geste mit der Hand gemacht. Aber mehr war bislang nicht aus ihm herauszuholen.

Was für ein Schock. Zunächst schwiegen sie, aber dann redeten alle auf einmal. »Frénet tot!« Man musste es immer wieder sagen, um das Unfassbare zu verstehen. »Was ist wohl passiert?« – »Und wie?« – »Und warum war Alice unter Deck?«

»Frénet, war das der Blonde?«, fragte der Muskelprotz.

»Ja, der Blonde«, bestätigte Dan, der Skipper.

»Grauenhaft, wirklich grauenhaft ist das! Schien doch ein netter Kerl zu sein.« Das war der Schweizer.

»Gestern Abend war er noch so ausgelassen, er hat gelacht und gesungen – wer hätte gestern gedacht, dass er heute tot sein könnte.« Eric

Michelet wiegte den Kopf.

»Und Théolien hat nebenan geschlafen und nichts davon mitgekriegt?«
Sein Bruder war skeptisch.

»Mit so einem besoffenen Kopf? Der hatte ganz schön geladen. Ich bin mal nach einer Feier in einem fremden Bett gelandet und morgens lag da eine dralle Brünette neben mir – ich dachte, ich träume noch, aber nein, ich lag neben einer fremden Frau in einem fremden Bett und ich weiß bis heute nicht, wie ich da hingekommen bin. Und was nachts passiert ist, weiß ich auch nicht – aber ich fürchte, nicht viel, ich war zu nichts mehr fähig ...« Der Muskelprotz zog eine Grimasse, die anderen lachten verhalten, aber angesichts des Geschehens ebte die Heiterkeit gleich wieder ab.

»Der andere Kerl hat aber wohl auch nichts gehört«, warf der alte Damien trocken ein.

»Welcher andere Kerl?«, fragte Pat Michelet.

»Na, der zweite Maat, Lanvalle.«

»Ah oui«, Pat Michelet pfiß durch die Zähne, »wo ist der überhaupt? Hat den schon jemand gesehen?«

Die Männer blickten sich an. Einhellig schüttelten sie den Kopf. Nein. Niemand hatte Lanvalle gesehen.

»Na, das ist doch merkwürdig, oder?« Nun wurde einheitlich genickt.
»Allerdings ist das merkwürdig.«

»Hat denn schon jemand die Polizei informiert?«, erkundigte sich nun der Schweizer.

Schulterzucken. Die Männer sahen sich an. Man einigte sich darauf, dass sicher schon jemand angerufen habe.

»Von wo kommen die? Aus Nizza?« Das war der Schweizer.

»Cannes, oder? Die Inseln gehören doch zu Cannes?«, vermutete Dan, der Skipper.

»Ja«, der alte Damien nickte bestätigend, »Cannes, natürlich Cannes.« Er sah hinaus aufs Meer. Aber bei dem diesigen Wetter konnte er nichts ausmachen. Er sah auf die Uhr. Die nächste Fähre käme erst in einer Viertelstunde, und wer wusste schon, ob da bereits jemand von der Polizei mitkam. »Lasst uns ins Bistro gehen. Hat ja keinen Sinn hier noch länger im Regen herumzustehen«, schlug er vor.

»Und davon wird der Junge auch nicht mehr lebendig.«

»So was.« Der Schweizer schüttelte immer wieder den Kopf.

»Unfassbar.«

»Hast du gesehen, Alice war ganz mitgenommen.« Eric Michelet sah seinen Bruder an.

»Hab' ich bemerkt«, knurrte Pat Michelet.

»Ich denke, die hatten was miteinander«, vermutete der bullige Mann.

»So schnell?« Eric Michelet schien erstaunt.

»Naja, Liebe auf den ersten Blick, schon mal gehört?« Pat Michelet war spöttisch.

»Kommt, wir gehen was trinken«, insistierte der alte Damien. »Ich persönlich mag nicht mehr hier herumstehen. Bin total durchnässt und durchgefroren.«

So lief das Grüppchen Männer, alle in der gleichen Haltung, leicht vorgebeugt, Regen und Wind trotzend, zum Bistro. Natürlich war es für den Apéro noch zu früh, aber wer wollte das heute schon so genau nehmen? Ein Gläschen Roten oder ein *pousse-café* gegen die feuchte Kälte und den Schock könnten nicht schaden.

Alice stand am halb offenen Fenster und rauchte schon wieder. Als die Männer hereinkamen, nahm sie einen letzten Zug, blies den Rauch hinaus, drückte die Zigarette aus und schloss das Fenster. Dann fand sie sich hinter der Theke ein. Ihre Augen waren gerötet und sie war blass. Die Ringe unter ihren Augen schienen noch dunkler zu sein.